

50 Jahre danach – ein Orientierungsversuch im aktuellen Nebel

Der folgende Text ist etwas spontan-chaotisch entstanden, weil ich mir nicht klar darüber war, ob ich mich auf einen Redebeitrag zum Klassentreffen vorbereiten wollte – oder auf das, was jetzt daraus geworden ist: Ein halb autobiografischer Text.

Ich möchte damit nicht nur eine Anregung zur Diskussion geben, sondern hoffe jetzt auch – ohne zeitlichen oder inhaltlichen Stress – auf Rückmeldungen, weil es mich sehr lebhaft interessiert, wie Ihr als Gleichaltrige diese Jahrzehnte erlebt habt. Dazu gehört für mich vor allem die Frage, ob ich da gänzlich außerhalb Eures alltäglichen Bezugsrahmens stehe und damit ziemlich exotisch bin – oder umgekehrt viel näher an unserer heute doch ziemlich bürgerlichen Lebenswirklichkeit, als ich gelegentlich denke. –

Ich habe (von geringen Ausnahmen abgesehen) bewusst darauf verzichtet, Literatur anzugeben oder zu zitieren. Ich habe lediglich überprüft, ob und inwieweit sich meine Aussagen z. B. durch Wikipedia verifizieren lassen. Darüber hinaus stütze ich mich insoweit auf das Internet, als ich regelmäßiger Konsument von Spiegel online, Zeit online, Deutschlandfunk online, t-online (als Ersatz für die „Bild“), Süddeutsche Zeitung online und darin verlinkte weitere Seiten bin; als regelmäßige Presse lese ich die „Frankfurter Rundschau“, die „Zeit“ und den „Spiegel“ – also alles nichts Exotisches, sondern sehr wohl auch eine gewisse linksliberale Informationsgewinnung.

Der Rest sind unverändert und immer wieder Bücher, Bücher, Bücher – obwohl ich nicht mehr so viele wie früher kaufe (meine paar tausend, die ich habe, machen mir schon genug Probleme), weil ich sehe, wie sich bestimmte „Wellen“ und Konjunkturen von Themen ergeben haben, bei denen ich nicht immer auch noch das kleinste Ornament studieren muss. –

Diese Vorgehensweise hat es mit sich gebracht, dass ich viel mehr Zeit brauchte und brauche, als ich dachte. In der Hoffnung, dass es Euch nicht allzu sehr nervt, schicke ich noch zwei bis drei Teile hinterher: Die Jahre von 1970 bis zur „friedlichen Revolution“, „Wende“, „Wiedervereinigung“ (oder wie Ihr wollt) 1989/90 und schließlich meine Jahre und Erfahrungen in der Ex-DDR, in der ich als einziger von der Klasse angekommen bin – vielleicht ist ja auch das von einigem (und sei es exotischem) Interesse.

Zunächst ein Zitat, das aus einem aktuellen, aber etwas ungewöhnlichen Zusammenhang kommt:

Für die führenden Politiker und Ideologen der PiS [Prawo i Sprawiedliwość – Recht und Gerechtigkeit, polnische Partei mit dem Vorsitzenden Jarosław Kaczyński] ist die EU ein Projekt, das seine christlich-konservativen und wirtschaftlichen Wurzeln schon vor langer Zeit gekappt

*hat. Für sie wurde **dieses Projekt von der Generation einer Linken vereinnahmt, die sich auf die Protestkultur des Mai `68 berief**, und es wandelte sich in dieser Sichtweise so zu einem ideologisch motivierten Instrument, um Europa Schritt für Schritt zu vereinheitlichen und dem gesamten Block ein einziges sozio-kulturelles Modell aufzuzwingen. Die PiS-Rhetorik kommt oft auf das Thema eines linken social engineering zurück, das in ihrer Lesart die westlichen Gesellschaften durchpflügt hat, um eine Vorstellung von Fortschritt zu verwirklichen, die mit den Stichworten Säkularisierung, Ökologie, Verherrlichung von Minderheiten, Kosmopolitismus und Multikulturalismus einhergeht.*

Damit sind nicht nur schon eine ganze Reihe von Stichworten der Vorwürfe gegen „die 68er“ benannt, sondern auch die Annahme, sie seien die geheimen Anführenden eines Mainstream, dem zur Tarnung das Etikett „Liberalismus“ aufgeklebt sei. Das Zitat ist einem Sammelband „Polska first. Über die polnische Krise“ entnommen, der in diesem Jahr erschienen ist. Er thematisiert eine Fragestellung, die gegenwärtig vor allem mit dem Blick auf das Gegenstück der in Polen erhobenen Vorwürfe in den politischen Diskussionen eine große Rolle spielt: Ist die Zeit der „68er“ vorbei – und kommt stattdessen jetzt der backlash in Gestalt des Rechtspopulismus und eines neuen Nationalismus, ja womöglich sogar einer „konservativen Revolution“ (nach den etwas vernebelten Vorstellungen der „rechten jungen Wilden“ Dobrindt, Scheuer, Söder, Lindner, Spahn und Co.)?

Angesichts der Krise der Sozialdemokraten, der Linken und der Grünen, die ja sämtlich zum Bezugsfeld der „68er“ gerechnet werden, könnte man durchaus zu einer solchen Ansicht kommen. Das setzt aber voraus, dass „die Protestkultur des Mai `68“ tatsächlich Gesellschaft, Ökonomie und Kultur der vergangenen 50 Jahre bestimmt hätte. Irritierend ist nur – wie schon angemerkt –, dass das ganze Geschehen das Etikett „liberal“ erhält. Es ist allerdings noch deutlich abzugrenzen zum anderen Etikett „Neoliberalismus“ – eine Strömung, der ebenfalls zugeschrieben wird, gegenwärtig zumindest Europa fest im Griff zu haben. Im von rechts her angegriffenen europäischen „Liberalismus“ ist ein ganzes politisches Spektrum enthalten: Liberal – linksliberal – links – linksalternativ – linksradikal – linksautonom – linksextrem; das alles wird in einen Gegensatz zur „bürgerlichen Mitte“ und zu den „besorgten Bürgern“ gesetzt. Mit dem Neoliberalismus sind dann vor allem die sehr diffus benannten „Eliten“ angesprochen und angegriffen, die angeblich uns alle beherrschen, unterdrücken und betrügen und verächtlich auf uns herabsehen.

In einigen deutschen eher soziologisch-politologischen Diskussionen gehen manche Teilnehmer / innen davon aus, dass „den 68ern“ der seinerzeit proklamierte „Marsch durch die Institutionen“ gelungen sei. In seinem Ergebnis hätten sie u. a. die SPD-Mitgliedschaft in eine Karrieregesellschaft transformiert, die sich nicht nur von der Arbeiterschaft entfernt habe, sondern sich u. a. durch Bevormundung aufgrund akademischer Ausbildung bei ihr regelrecht verhasst gemacht habe – und das nicht nur bei ihr. Ein Beispiel unter anderen sei etwa der einstmals von den Grünen propagierte „Veggie-Day“ gewesen; bis heute seien sie Verhinderer von Baumaßnahmen usw. durch völlig überzogenen Tier- und Pflanzenschutz usw. Damit sei sie also am Ruf der „linksrotgrünversifften Elite“ selbst schuld und unfähig, aus

dieser zugeschriebenen Rolle herauszukommen. Dafür spreche nicht nur, dass die Gesellschaft heute im Vergleich zu früher regelrecht „durchakademisiert“ sei und dass diese akademischen Eliten alles daran setzten, sich zu reproduzieren, indem sie ihre Kinder förderten und protegierten, wo und wie sie nur könnten.

Diese neuen „Eliten“ seien auch durchgängig „kosmopolitisch“ und „postnationalistisch“, zumindest in einem „Pro EU“-Verständnis. Aufgrund ihrer Vergangenheitsbesessenheit seien sie gegen einen „gesunden Bezug“ zu „Volk“ und „Heimat“ und unermüdliche Praktiker eines „Schuld-kults“, der so etwas wie ein deutsches Selbstbewusstsein oder gar den Stolz darauf, ein/e Deutsche/r zu sein, so gründlich wie möglich zu behindern oder zu zerstören versuchten. Eine Parole wie „Germany first“ sei für sie undenkbar, und daher seien sie in Europa und international erpressbar.

Bereits die knappe Aufzählung macht deutlich, dass damit das soziale, politische und kulturelle Einzugsfeld der AfD sowie der Strömungen der Pegida beschrieben ist. Es fehlt noch die Ergänzung um das religiöse Moment: All diesen „Liberalen“ fehle die Verwurzelung im Glauben, und deshalb seien sie solche Gegner der Ehe und umgekehrt Freunde der Abtreibung, des Schutzes der Homo-Lebensgemeinschaften, der Gender-Bestrebungen und der LGBTQ-Bewegungen bis hin zu den „MeToo“-Kampagnen. Es versteht sich von selbst, dass sie damit alle im Bundestag vertretenen Parteien unterwandert hätten – außer eben der AfD, die eben mithin die nunmehr wirkliche „Alternative“ sei.

Entlang solcher Linien spaltet sich die deutsche Gesellschaft politisch, sozial und kulturell wie nie zuvor. Natürlich kommen immer neue, bedeutsame Konfliktfelder dazu – das bedeutendste ist zur Zeit das der „Migrantenfrage“ bzw. „Flüchtlingskatastrophe“ und die Angst vor „den“ Muslimen und „dem“ Islam bzw. den Islamisten und deren allgegenwärtigen Terror.

Es kommt weiter hinzu: Diese neue, durchaus populistische Bewegung gegen die „68er“ breitet sich, wie das Zitat aus dem Polen-Zusammenhang von oben zeigt, wie ein Steppenfeuer in Europa aus und korrespondiert in vielfältiger Form beispielsweise mit Donald Trump und der immer mehr von ihm beherrschten Republikanischen Partei, der GOP. Die Beobachtung und Befürchtung, damit lösten sich das alte, bekannte Bild und die Wirklichkeit des „Westens“ mehr und mehr auf, wird von manchen Beobachter/innen so weit fortgeschrieben, dass sie das Herauskommen nicht nur eines neuen Nationalismus, sondern geradezu eines neuen Faschismus anprangern. In der Diktion der AfD und der neuen Rechten heißt das dann, die untergehenden Eliten fingen an, (nicht nur argumentativ) um sich zu schlagen – ein sicheres Zeichen ihrer kommenden Niederlage.

Die Frage ist für mich: Wälzt sich da wirklich etwas um, und müssen wir in den nächsten Jahren mit einem neuen „herrschenden Paradigma“ rechnen?

Wie auch immer: Die Destruktivkraft eines Donald Trump und die innereuropäische, neue politische Teilung zwischen Ost und West, aber auch Nord und Süd lassen vermuten, dass

das alte, bekannte Nachkriegs-Europa seit 1989/90 zunehmend seine Grundorientierungen verliert, ohne dass etwas Neues klar erkennbar wäre. „Die 68er“ sind für die Vertreter der Auflösung der Sündenbock und der Prügelknabe. Daher stelle ich mir als „Alt-68er“ einige Fragen.

Da ich kein neues 68er-Buch schreiben und mangels so umfassender Kompetenz auch nicht auf alle Fragen eingehen kann, schreibe ich einen (auto-)biografisch grundierten Mini-Essay. Dessen Anlass und Berechtigung liegt für mich auch darin, dass ich ihn als Beitrag für das Klassentreffen dieses Jahres verstehe. Ich hoffe, der Text wird zur Diskussion anregen. Nach meinen Erfahrungen kann und muss sie nicht mit diesem Jahr beendet sein. Wir steuern auf einige Jahre zu, die als Negativ- ebenso wie manchmal auch als Positiv-Erinnerungsmarken dienen können; 2020 gehört auch als Jubiläumsjahr unseres Abiturs dazu.

„Frühe Jahre“: 1965 bis etwa 1970

In diesem kurzen Halbjahrzehnt wurde ich vom provinziellen, neugierigen und zugleich etwas eingeschüchterten Erstsemester-Studenten zum Dozenten: 1970 wurde ich „Vollassistent“ am Fachbereich Politische Wissenschaft/Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin (früher: Deutsche Hochschule für Politik). In diese Zeit fiel von 1967 bis 1969 der Höhepunkt der Studentenbewegung in Berlin – es wurde ein ebenso umfassender wie rasender Lernprozess, der mich wie alle zumindest in Teilen überforderte. Zu einem wirklich gründlichen Studium – und sei es exemplarischer Natur – fehlte die Zeit. In meiner Assistenten- und Assistenzprofessoren-Zeit blieb es bei diesem Tempo: Oft eignete ich mir mit Mühe gerade im vorangegangenen Semester die Inhalte und Fragestellungen an, die ich im dann laufenden Semester den Student/inn/en vermitteln wollte und sollte. Nur ein Beispiel: Ich habe weder Volks- noch Betriebswirtschaft studiert, und diese Fächer liebe ich bis heute nicht gerade. Dennoch sahen wir uns aufgefordert, uns das Grundwissen anzueignen – und gleich damit zusammen die Kritik durch Marx, das „Kapital“ und die Folgediskussionen, z. B. in der DDR, der UdSSR und den Reformbewegungen vor allem in Polen, der ČSSR und Jugoslawien, aber auch etwa in Kuba oder Israel.

Aber ich greife vor. Mein Hauptinteresse waren die Probleme der demokratischen Beteiligung und der sozialen Gerechtigkeit in Deutschland. Das Studium der Politologie als Pflichtprogramm, absolviert vom Sommersemester 1965 bis zum Sommersemester 1969 (Diplomprüfung im Juli 1969), führte dazu, die Auswirkungen des Nationalsozialismus so intensiv zum Thema zu machen, dass der Schrecken, den ich als Schüler Anfang der 60er Jahre empfand, erhalten blieb: Die Täter liefen für uns Jugendliche größtenteils noch überall herum. – Gleichzeitig bekamen wir aber auch Anregung zur Auseinandersetzung mit den USA in ihrer Doppelrolle als Idol und als Staat der „ugly americans“, speziell natürlich am Beispiel des Vietnam-Krieges. Unsere Professoren waren in vielen Fällen Emigranten und Juden, die teilweise schon Verbindung mit der alten „Deutschen Hochschule für Politik“ hatten und aus der meist amerikanischen Emigration Anfang der 50er Jahre zurückgekommen waren. Ich fand diese Menschen sehr beeindruckend, auch wenn ich sie manchmal nicht verstand. Bei zweien – Richard Löwenthal und Ossip K. Flechtheim – wurde ich kurzzeitig Hilfsassistent.

Ich schrieb im Ergebnis eine Diplomarbeit über die Probleme der „Räte als Modell demokratischer Beteiligung“ (sie wurde ein Flop und mit einer 4 bewertet; im Mündlichen konnte ich dann die Note auf eine gute 3 anheben, beinahe eine 2, was aber wegen der Prüfungsordnung nicht ging). Parallel ging ich nicht nur demonstrieren, sondern arbeitete in den informellen Organisationen und Gremien der „Außerparlamentarischen Opposition“ (ApO) mit. In meinem Fall handelte es sich zunächst um den SDS, dem Clemens Kleinsteuber und ich beitreten wollten – vergebens; er war völlig überlaufen und löste sich bald auf. Stattdessen wurde ich Mitglied des „Republikanischen Clubs“, ein ziemlich radikaler linksliberaler Schwerpunkt der ApO in Berlin, und im März 1969 wurde ich in dessen Vorstand gewählt, dem u. a. Horst Mahler angehörte. Auch dieser Club löste sich bald auf, weil die ApO sich mehr und mehr in verschiedene Strömungen auffächerte, die nicht mehr unter einen Hut zu bringen waren – das prominenteste Beispiel dafür war die „Rote Armee Fraktion“ (RAF), deren Ansatz und Politik ich für unsinnig und gefährlich hielt; Horst Mahler aber beispielsweise wurde ihr Mitglied, und ich kannte viele andere persönlich, wie etwa Ulrike Meinhof, und hielt manche wie Andreas Baader ebenso wie beispielsweise später Jean-Paul Sartre, der ihn in der Haft besuchte, schlicht für „Arschlöcher“.

Der Vietnamkrieg wurde von uns Student/inn/en damals nicht in die Nähe des Krieges Hitlers gegen die Sowjetunion gerückt; die „Notstandsgesetze“ und der Widerstand dagegen sowie die Programmatik der RAF machten die Verbindungslinien aber sehr gut sichtbar. Auf diesem Umweg kam es dann ab Anfang der 70er Jahre nicht bloß zu einem ziemlich basislosen Dauergeschwätz über „den Faschismus“, sondern vielmehr zu einer detaillierten historischen und politischen Auseinandersetzung mit der NSDAP und der Wirklichkeit ihrer Diktatur. Ich interessierte mich mehr und mehr für die konkreten historischen Orte, an denen die Verbrechen geschahen und nachweisbar waren – und war perplex und entsetzt, wie wenig davon allgemein bekannt und bewusst war. 25 Jahre nach dem Sieg über Hitler waren nicht nur die Spuren verwischt oder undeutlich – es kam auch wieder einmal zum Gerede über einen „Schlußstrich“ (die Konjunktur dieses Geredes lässt sich beschreiben wie eine etwas unregelmäßige Sinuskurve; gegenwärtig sind etwa die Herren Gauland und Höcke unter den Hauptvertretern dieser „Argumentation“ zum Wiedergewinnen des „Nationalstolzes“). Für mich war das der Beginn einer Beschäftigung und Auseinandersetzung, die bis heute anhält; damals wuchs sie erst langsam heran – wie insgesamt die Auseinandersetzung mit dem NS erst in den 70er Jahren langsam intensiver und zu einer eigenen „Strömung“ in der Nachfolge der ApO wurde. Frühere Ansätze verbanden sich zu einem neuen Interesse an „Geschichte von unten“, d.h. Orts- und Regionalgeschichte, dazu Geschichte der Frauen usw. Zur Erinnerung an den allgemeinpolitischen Hintergrund: 1968 zog die 1964 gegründete NPD mit über 9 % in den Landtag von Baden-Württemberg ein, und 1969 hatte man eine Zeitlang begründete Angst davor, dass die Partei auch in den Bundestag gewählt werden könnte (was dann nicht geschah; damit war ihre zeitweise „Hochkonjunktur“ auch beendet).

Für mich waren die Jahre von 1965 bis 1970 nicht nur ein Aufbruch aus der Provinz in eines der damaligen Zentren der Politik – sie wirbelten mich nach meinem ziemlich ziellosen oppositionellen Verhalten als Gymnasiast auch völlig durcheinander, bis sich diese Verwirrung

langsam wieder setzte und die ersten Ansätze planmäßiger Orientierung und Aktivität annahm. Es wurde insofern ein Fundament, als ich bewusst darauf verzichtete, beispielsweise eine typische Politologen-Karriere zu machen (Assistent eines Abgeordneten und dann selber einer zu werden), sondern die Basis dafür, mich für eine Laufbahn in der Hochschule zu entscheiden, die von der Pike auf begann und mit der Zeit als Assistenzprofessor und an der Schwelle zur Habilitation in Berlin Mitte der 80er Jahre endete. Ich habe diese 20 Jahre als Zwischenschritt begriffen, weil mir klar war: Chancen darauf, Professor zu werden, hatte ich nicht, weil ich dafür zu jung war und wichtige Karriereschritte dafür nie machen wollte (laufende Publikationen, Anschluss an „Seilschaften“ etc.). So gesehen waren die folgenden Jahre von etwa 1970 bis dann letztlich 1989/90 eine Art Verfestigung einer Einstellung gegen falsche Autoritäten und Ideologien aller Art. Das Leben war ziemlich bunt und trug teilweise stark bohèmehafte Züge, und ich habe es genossen – bei allen Ängsten, die auch mich umgetrieben haben: Die vor einem Atomkrieg, dann auch die vor zunehmender Umweltgefährdung durch die allgemeine Umweltverschmutzung (Stichwort „Waldsterben“) und die sich schnell vermehrenden Atomkraftwerke. Aber dazu im nächsten Teil mehr.

Zwischenraum: 1970 – 1989/90

Zwanzig Jahre lang habe ich den „Marsch durch die Institutionen“ *nicht* geschafft – ich war mit anderem beschäftigt. Das lag daran, dass ich bald begriff: An der Universität würde ich nicht bleiben können. Sämtliche denkbaren Professuren waren von Leuten besetzt, die teils nur vier, fünf Jahre älter waren als ich. Also trödelte ich mit der Dissertation herum, die ich nur als Entréebillet für eine Assistenzprofessur begriff (was sie dann auch war; so schlecht wurde sie allerdings nun wieder auch nicht; alles in allem „magna cum“). Ich begriff aber, dass pädagogische und didaktische „Kunst“ für Leute, die von sich aus etwas lernen wollten, zu meinem Metier werden könnte – wenn ich irgendwann begreifen könnte, dass es weder um Macht durch Autoritätsgefälle noch um narzisstische Befriedigung gehen kann. Das Lernen und Begreifen dauerte (unabgeschlossen bis heute) gut zehn Jahre. Heute sehe ich auch das als ein „68er“-Projekt – nicht umsonst sind die Kritiker der „linksrotgrün versiffen Professoren-Arschlöcher“ (das kriegte ich 2015 in Sachsen von der örtlichen „Pegida“ zu hören) speziell gegen die „Besserwisser“ ganz allergisch. Im außerschulischen pädagogischen Raum habe ich mich dann sehr lange bewegt – und tue das bis heute.

Dabei blieb ich ledig und kinderlos – das war nicht geplant, ergab sich aber zum Teil aus dem Vorläufigen der Hochschulexistenz, zum anderen Teil aus einer Eigenheit des kulturellen Emanzipationsverlaufs der „68er“: Heiraten war ausgesprochen out, Ehen wurden ringsum quasi „im Akkord“ geschieden; die erste feministische Welle machte Männern auch dann zu schaffen, wenn sie „irgendwie“ mit Frauen solidarisch sein wollten. Ich hatte keine Ahnung, wie lang der Weg war und ist, den ich vor mir hatte und habe, und ich habe mich unterwegs absolut nicht mit Ruhm bekleckert; ich kann zu meinen Gunsten nur anführen, dass ich versuche, dabei zu bleiben und – soweit mir das möglich ist – beispielsweise die „MeToo“-

Kampagnen zu fördern. Das führte zu „serieller Monogamie“, zweimal mit intermittierender Kinderbetreuung – auch gut; allein bin ich damit sicherlich nicht. –

Bei drei Anlässen bin ich in den 70er Jahren in Konflikt mit dem Staat geraten – das hat mir in diesem Jahrzehnt eine gehörige Distanz zu ihm eingetragen. Das erste Mal war es die DDR: Ohne dass ich es wusste, hat die Stasi den Versuch gemacht, mich zu einem IM zu machen. Ich hatte vor, aus meiner Diplomarbeit eine Dissertation zu machen – über die „Kollektive der sozialistischen Arbeit“, die damals gerade etabliert wurden. Ich dachte naiverweise, ich könnte das im Bezirk Karl-Marx-Stadt tun, am Beispiel der dort etablierten Textilindustrie. Beim Versuch, Kontakte zu bekommen, geriet ich an Stasi-Leute, merkte das und versuchte, sie auszutricksen. Das misslang. Der Versuch der Stasi scheiterte auch: 1974 schlossen sie die Akten und hielten fest, dass ich aus ihrer Sicht ungeeignet sei (was ich als Kompliment auffasse). Ich weiß das inzwischen, weil ich 1998 meine Stasi-Akte einsehen konnte, die ich auf Verdacht hin angefragt hatte; sie ist ein Indiz für die Banalität und Blindheit der Stasi. – 1977 kollidierte ich mit dem „Rechtsstaat BRD“ – ich geriet unter RAF-Sympathisanten-Verdacht und wurde an den Grenzen über Jahre immer wieder „anlasslos“ kontrolliert. Als der damalige rheinland-pfälzische Ministerpräsident Vogel davon schwadronierte, alle Leute, die die RAF nicht als „Bande“, sondern als „Gruppe“ bezeichneten, seien unter Verdacht zu nehmen und gegebenenfalls aus dem Verkehr zu ziehen, dachte ich eine Zeitlang darüber nach, zu emigrieren. – Das verdichtete sich im Herbst dieses Jahres: Ich beendet die Zeit als Assistent und hatte mich erfolgreich auf eine Stelle als Assistenzprofessor beworben. Dass ich bis dahin Beamter auf Widerruf war, spielte keine Rolle – ich wurde wie alle im Zuge des Radikalerlasses politisch überprüft. Im April hatte ich die Zusage für die Stelle bekommen – dann passierte bis zum Dezember nichts. Ich bekam kein Arbeitslosengeld – ich war ja nicht arbeitslos. Ich bekam aber auch kein Gehalt – ich hatte die Stelle ja noch nicht. Im November verlor ich die Geduld und drohte mit einem Gerichtsverfahren (in Berlin war das möglich). Es stellte sich heraus: Es gab 5 Vorwürfe gegen mich. 3 davon erledigten sich von selbst – man hatte mich mit jemand anderem verwechselt. Ein Vorwurf fiel in sich zusammen: Er beruhte auf einer Falschaussage eines Verfassungsschutz-Spitzels (ein Jura-Student, wie ich erfuhr); das konnte ich glücklicherweise beweisen. Ein letzter Vorwurf erwies sich als läppisch und hatte sich in der Zwischenzeit erledigt. Die Ironie bei der Geschichte: Ein FDP-Parlamentarier hat sich für mich eingesetzt (William Borm), von dem sich nach der Wende herausstellte, dass er ein Stasi-IM war... Vielleicht ist es verständlich, dass mein Weg bis zu einem gewissen Verfassungs-„Patriotismus“ à la Habermas ziemlich lang war, und dass eine gehörige Portion Skeptizismus gegen „Sicherheitsorgane“ alle Art erhalten blieb und bleibt. –

1980 machte ich den Versuch, die Hochschule zu verlassen, und klinkte mich in Hannover in einem Projekt „Maßnahmen zur beruflichen und sozialen Eingliederung“ ein – es ging um männliche türkische Jugendliche; ich arbeitete drei Jahre lang einerseits als Deutschlehrer und andererseits als Coach für die die im Projekt Beschäftigten. Seitdem, glaube ich, kenne ich die Tücken des Arbeitens mit Migranten aus islamischen Ländern ein bisschen: Es ist ein Knochenjob. Letztlich habe ich auch vor den jungen türkischen Machos kapituliert – auf Dauer kann man sie kaum ertragen, fand ich. (Im Übrigen geriet ich in Konflikt mit dem türki-

schen Staat: 1980 fand der Staatsstreich der Militärs statt, ich protestierte gegen diese neue Regierung und kam vor dem Konsulat in Hannover in Auseinandersetzungen mit den „Grauen Wölfen“; da das registriert wurde, fahre ich nicht in die Türkei in Urlaub – andere, die das dennoch taten, wurden teils festgehalten, teils zeitweise inhaftiert, zum Teil auch noch lange danach. Ich glaube, die „zuständigen Stellen“ in der Türkei haben ein sehr langes Gedächtnis; ich will das nicht austesten.) –

1985 endete die Zeit an der Universität als Assistenzprofessor – ich wurde arbeitslos und arbeitete als Lehrbeauftragter und als freier Dozent in der Erwachsenenbildung. Als sich eine ABM-Stelle im Hannoverschen Wendland anbot, ging ich als Museumspädagoge dorthin: Wustrow, ein Alltagsmuseum, wie es sich nannte – und geriet prompt halb gewollt, halb ungewollt in die Auseinandersetzungen und Kämpfe um das „Endlager Gorleben“. Ich zog dort hin um und lebte für fast fünf Jahre im Landkreis Lüchow-Dannenberg – und bin ihm bis heute sehr verbunden. Ich habe gelernt, was „Atomkraft – nein danke!“ bedeutet und welche Bedrohung der „Atomstaat“ (Robert Jungk) damals darstellte. Selbstverständlich ging es auch um Bio-Landwirtschaft, Umweltschutz und Klimawandel; ich habe mich eingearbeitet, soweit es für einen Nicht-Naturwissenschaftler und Nicht-Ökonomen geht.

Es war vielleicht die Hochzeit der Erwachsenenbildung in der alten Bundesrepublik; ich habe mich seit etwa 1982/83 intensiv beteiligt und fast alle Arten von Seminaren ausprobiert, die man damals machen konnte. Langsam bewegte ich mich weg von der bis dahin gelernten Politologie hin zu den Fragestellungen der „Politischen Kultur“: Damals kam mir das vor wie ein Gemischtwarenladen und wie lauter brotlose Künste: Es war kein Arbeitsplatz in Sicht, und für die Erwachsenenbildung war ich in diesen Jahren noch überqualifiziert. Bei aller Lehrtätigkeit auf den verschiedensten Ebenen begriff ich langsam, dass ich immer älter wurde, aber auch immer nur prekäre befristete Jobs bekam.

Zwei thematische Bereiche habe ich näher kennen gelernt: Die Problematik der (deutschen) Flüchtlinge aus dem Osten und der DDR (im Nordosten der alten BRD gab es unendlich viel mehr davon als etwa in Baden im allgemeinen und Konstanz im besonderen – bis zu 35 % der Bevölkerung haben einen solchen „Migrationshintergrund“) – und das Problem der NS-Vergangenheit. Nicht nur, dass Neuengamme und Bergen-Belsen quasi „benachbarte Lagerstandorte“ waren – auch die Verdrängung und zum Teil die Leugnung dieser Vergangenheit waren noch immer massiv da. Meine Beschäftigung mit deren Verwurzelung in der Lokal- und Regionalgeschichte wurde intensiver, und der frühe Schrecken kehrte langsam zurück: Ich begriff, dass – kaum übertrieben gesagt – das nächste Lager in der Regel nicht einmal 30 km entfernt war. Ich merkte aber auch, dass 1985 – 1990 manchmal kein Weg dazu möglich war, das ins öffentliche Bewusstsein zu rücken; im Alltagsmuseum kam beispielsweise eine Ausstellung zu den Flüchtlingen von 1945 – 1949/50 zustande, die ich betreute, aber ein Ausstellungsprojekt zum Nationalsozialismus in der Region war nicht durchzusetzen (das dauerte noch gut fünf Jahre – aber da war ich schon weg).

Mit der friedlichen Revolution in der DDR endete diese Phase für mich geradezu abrupt. Wie alle hatte ich die Entwicklung dahin zwar gesehen, aber nicht begriffen. Emotional war ich

wie alle überwältigt, hatte aber keine Vorstellung davon, wie das weitergehen sollte. Ich ahnte nicht, dass ich zwei Jahre danach in Schwerin ansässig werden und auch bleiben würde.

Was habe ich von dort „mitgenommen“? Für mich waren die fünf, sechs Jahre eine eher „helle Zeit“, obwohl ich arbeitslos war. Ich häufte weiterhin Wissen und Kenntnisse an, als würde ich dafür bezahlt – es hat sich aber erst ab 1996 bezahlt gemacht. Ich habe die – wie man heute sagt – „Blase“ der Universität verlassen, blieb aber, wie die Marxisten sagen, „im Überbau“. Mit dem irgendwann nach 1986 aufgegebenen Versuch, mich mit einer Habilitationsschrift über die Lüneburger Heide als „kulturell fassbare Region“ zu qualifizieren, habe ich eine Wendung in die Kultur- und Regionalgeschichte vollzogen, die mir bis heute sehr zugeht (im Übrigen angeregt durch ein Buch des Historikers Gert Zwang über die Entwicklung von Konstanz). Ich lernte auch, dass Vorlieben für die Literatur plötzlich „passen“ können: Meine Neigung zu Arno Schmidt und meine heftige Kritik nicht einmal so sehr an Hermann Löns selbst als vielmehr an seinen Verehrer/inn/en bekamen plötzlich eine bemerkenswerte Wirklichkeitsnähe.

Last but not least: 1972 wurde ich Gewerkschaftsmitglied, 1975 trat ich der SPD bei. Wie wohl jedes bewusste SPD-Mitglied frage ich mich „alle Jahre wieder“, ob ich nicht aus politischen und moralischen Gründen diese Partei verlassen müsste. Der Eintritt war ein eher symbolischer Schritt (alle in der Familie waren SPD-orientiert gewesen). Inzwischen glaube ich, dass ich diese auch für mich einhundertjährige Tradition verlassen kann – aber das gehört zum nächsten Teil. Immerhin: Damit näherte ich mich nach den „wilden Jahren“ der ApO an die politische Wirklichkeit an; vermutlich bin ich damit für viele aus der Studentenbewegung typisch.

1990 – 1995/96: Versuch, Irrtum, Scheitern und „Neuerfindung“

Wie angedeutet, habe ich mich in den 80er Jahren intensiv in der Erwachsenenbildung betätigt. Das verhalf mir kurz nach der „Wende“ zu einer „Berufung“, die vorher nicht hätte gedacht oder gar geplant werden können. Die Übergangsbehörde des in Gründung begriffenen Bundeslandes Mecklenburg-Vorpommern schickte „Findungskommissionen“ los, die die Erwachsenenbildung nach dem Muster der Heimvolkshochschulen neu organisieren und dazu die entsprechende „Landschaft“ erst in Schleswig-Holstein, dann in Niedersachsen erkunden sollten. Die stießen auf mich, und nach einigem Hin und Her fragten sie mich, ob ich nicht die ehemalige Bezirkskulturakademie des Bezirks Schwerin exemplarisch in eine Heimvolkshochschule umwandeln wolle. Nach einem Besuch dort, nach einigen Probe-Seminaren und gut einem Monat Bedenkzeit sagte ich zu – und fand mich wieder als Chef von 28 Menschen, von denen ich, wie von Anfang an klar war, gut die Hälfte zu entlassen hatte.

Mein Versuch, Chef zu sein, scheiterte – an mir und an den Bedingungen dieser damals sehr chaotischen Zeit. Ich merkte rasch, dass ich fast nur noch bürokratische Antrags- und Pro-

jekt-Praxis zu betreiben hatte – und dass sich die staatlich dafür vorgegebenen Rahmenbedingungen schrittweise immer weiter verschlechterten. Außerdem war der Zuschnitt dieser kleinen Einrichtung „Akademie Schwerin“ bei weitem zu knapp. Da ich mir die Probleme alle selbst zuschrieb, geriet ich in eine nicht unbeträchtliche depressive Verstimmung. Heute weiß ich, dass es nicht nur mir so ging; von fast 20 damals begründeten Einrichtungen dieser Art bestehen heute in Mecklenburg-Vorpommern nur noch drei oder vier. Ich verließ die Einrichtung 1996; 1998/99 erklärte sie ihre Insolvenz.

Um meine „68er-Identität“ zu bewahren, ging ich zweigleisig vor. Zum einen ergriff ich die Chance, ein Projekt zu leiten, das es bis heute gibt. Es ging um die historischen Orte von Verfolgung, Widerstand und Demokratie in Mecklenburg-Vorpommern; das Land gründete nicht wie die anderen „neuen Bundesländer“ eine Gedenkstätten-Stiftung, sondern beauftragte einen Verein, den wir „Politische Memoriale Mecklenburg-Vorpommern“ nannten; ich wurde der Vorsitzende. Damit konnte ich mein früheres Interesse an der NS-Zeit und ihren Spuren wieder aufnehmen – und es kam die Auseinandersetzung mit der eben erst eingetretenen DDR-Zeit hinzu. Es war ein 5-Personen-Unternehmen und ziemlich erfolgreich; Einzelheiten erspare ich mir hier.

Zwei Dinge wurden für mich wichtig: Das eine war die Entdeckung, wie flächendeckend die Nazis ihre Diktatur und ihre menschenverachtende Vernichtungspraxis in diesen so kurzen 12 Jahren umgesetzt haben. In der DDR-Zeit war das so nicht untersucht und dokumentiert worden. Wir fanden weit über 500 Orte, an denen sich die Spuren abgezeichnet haben – von solchen, die bundesweit einzigartig sind (wie z. B. Peenemünde, Prora oder Alt Rehse), bis hin zu den ganz „banalen“ Lagern, Außenlager von KZs oder auch „nur“ Lager für Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter/innen. Meine Verachtung für die Nazis stieg noch einmal beträchtlich an und hält sich bei heute (davon später noch ein bisschen mehr und Genaueres).

–

Die andere Seite war die Aufarbeitung der DDR – vielleicht ein Zehntel oder 20 % Respektables in seiner Art, aber eben auch 80 % Repressions-Geschichte, dazu die Geschichte einer gewaltigen Fälschung: Die Konstruktion des Mythos vom Antifaschismus. Mit einem Kollegen, der zu den Mitbegründern des „Neuen Forums“ gehörte, diskutierte ich ausgiebig über die Parallelen und die Differenzen zwischen den „89ern“ und den „68ern“, und wir versuchten, das Beste dabei herauszuholen – für uns selbst (wir sind bis heute eng befreundet) und für die Bildungsarbeit. Ich begriff, dass ich trotz relativ häufiger Besuche bei meiner Familie in Karl-Marx-Stadt und trotz meiner wissenschaftlichen Arbeit an DDR-Fragen in Berlin kaum mehr als ein Drittel von dem verstanden hatte, was für DDR-Bürger/innen alltägliche Realität war. Damit meine ich nicht in erster Linie die Mangelgesellschaft und auch nicht die in der Luft liegende Allgegenwart der Stasi, sondern die, wie man dort sagt, „Befindlichkeit“. Das relativierte meine „68er-Identität“ ganz erheblich, zumal sie für meine Freunde, Kollegen und Bekannten in der ehemaligen DDR etwas Fremdes war, das unter dem Verdacht stand, „rot“ zu sein – und damit verdächtig, wenn nicht sogar verächtlich. Jetzt, 50 Jahre nach 68 und bald 30 Jahre nach 89, hat sich das alles etwas relativiert – aber gültige Maßstäbe für ei-

ne akzeptable Einordnung in einen zeitgeschichtlichen, aber z. B. auch kulturgeschichtlichen Kontext sind noch keineswegs gefunden oder gar etabliert.

In dieser Situation beschloss ich im Sommer 1995, mich auf eine Professur im Fach Soziale Arbeit/Sozialpädagogik an der Fachhochschule Mittweida (Mittelsachsen) mit dem Schwerpunkt „Bildung und Kultur in der Sozialen Arbeit“ zu bewerben – wieder einmal ein wenig nach dem Motto: Etwas Besseres als hier findest Du allemal – vielleicht.

1996 – 2017/18: Letzte Etappe eines „langen Marsches“?

Nach der zu meiner Überraschung erfolgreichen Bewerbung in der Konkurrenz mit 64 anderen trat ich am 1. April 1996 diese Stelle an – die erste unbefristete Stelle in meinem Leben, und durch Zufall auch noch lediglich ca. 35 km von meinem Geburtsort Chemnitz/Karl-Marx-Stadt entfernt (womit sich aber, um das Klischee gleich aufzulösen, kein Kreis schloss). Ich war damit zufrieden, dass ich nicht auf eine Stelle kam, die vorher jemand in der DDR hatte; es gab dort keine Professuren für Soziale Arbeit (außer einer bei Berlin).

Allerdings ergab sich in einem Punkt Klarheit: Ich blieb zumindest bis zum Eintritt in das Rentenalter im Bereich der ehemaligen DDR (und pendelte zwischen Sachsen und Mecklenburg-Vorpommern – mehr als 20 Jahre lang).

Ich hatte sowohl Studienanfänger zu betreuen wie auch berufsbegleitend Studierende – Leute, die bereits eine Stelle hatten, sich aber nachqualifizieren mussten, um sie behalten zu können; die meisten waren zwischen 30 und 50 Jahren alt (und eine zum Teil kritische und schwierige „Kundschaft“). Nach einer Einarbeitungsphase von etwa 3 Semestern hatte ich keine Schwierigkeiten mehr, ganz im Gegenteil. Es gab kaum „alte Kommunisten“ und keine Rechtsgerichteten; das Engagement für Soziale Arbeit und Sozialpädagogik führt geradezu zwangsläufig zu einer kritischen Haltung zu Staat und Gesellschaft. Zuletzt war ich froh darüber, viele meiner ehemaligen Student/inn/en als Engagierte in der Arbeit für Migrant/inn/en wiederzufinden.

Die Arbeit im Gedenkstättenbereich in Mecklenburg-Vorpommern konnte ich mit entsprechenden Bemühungen in Sachsen verbinden: Zusammen mit anderen machte ich u. a. eine DVD zum ehemaligen „Geschlossenen Jugendwerkhof“ in Torgau, einem Jugendknast der übelsten Sorte, und ein Buch über Folgeschäden aus politischer Haft in der DDR. In Projektseminaren fuhr ich über lange Semester hin mit den Student/inn/en zu historischen Orten der NS- und DDR-Vergangenheit. Später kam die Arbeit zu Problemen der Flucht und Vertreibung um 1945 dazu, genauer aufgearbeitet am Beispiel des benachbarten Niederschlesiens, später auch Tschechiens (mehr als 35 % der Bewohner/innen Sachsens haben einen solchen „Migrationshintergrund“).

Bei allen bürokratischen und anderen Kapazitätsproblemen war die Arbeit sehr zufriedenstellend; sie war gleichzeitig auch ein fortwährender Lehrgang in „DDR-Studien“. Die Ver-

gangenheit ist zwar zurückgetreten, umso mehr, als sich Probleme ergeben haben, die ganz Deutschland gleichmäßig betreffen; trotzdem ist sie als „Hintergrundrauschen“ allgegenwärtig. In diesem Punkt sind die Leute wacher als die in den „alten Bundesländern“, manchmal aber auch unsicherer (wie es sich u. a. an den Wahlerfolgen der AfD zeigt). Als „Alt-68er“ habe ich heute keine Probleme mehr und kann mich gut mit den nunmehr auch schon alten „89ern“ verständigen.

Ich bin mir jedoch nicht sicher, ob ich den „Marsch durch die Institutionen“ tatsächlich vollendet und meinen ganzen Frieden mit dem Staat und der Gesellschaft gemacht habe. Der zunehmende Rechtspopulismus und seine Einflüsse auf die politische Kultur bringen mich wieder zu Befürchtungen, die analog zu denen sind, die ich Anfang der 60er Jahre und im „deutschen Herbst“ 1977 mit mir herumtrug: Naziähnliches kommt wieder auf, vor allem in der Sprache der Politik und teilweise auch der Medien, und die Sinuskurve der antisemitischen Aktivitäten und Einstellungen weist wieder stärkere Ausschläge auf. Dabei spielt sicher auch eine Rolle, dass gerade Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen die beiden Bundesländer waren, in denen über zwei Legislaturperioden die NPD in die Länderparlamente gewählt wurde – und jetzt die AfD, mit den besten Aussichten für die nähere Zukunft. Der Hass auf Fremde und Migrant/inn/en stört und verstört mich. Ich befürchte manchmal, dass auch die Bundesrepublik irgendwann einmal von der Entwicklung zu einer „illiberalen Demokratie“ nach dem Muster Ungarns und Polens und von einer solch dominanten Fremdenfeindlichkeit wie z. B. in Dänemark und den Niederlanden betroffen sein könnte und ich wieder über Emigration nachdenken müsste.

Vielleicht waren die letzten 20 Jahre in ihrer Sorglosigkeit trügerisch. Trotzdem bin ich dankbar für sie und habe sie genossen. Das ist sehr viel mehr, als ich in der Zeit von 1970 bis 1989 erwartet und gehofft habe. Ich habe demgegenüber aber auch den Eindruck, dass ich mich noch einmal „neu erfinden“ muss: Etwas muss sich ändern, wenn es bleiben soll, wie es ist und mir gefällt.

Über die Jahrzehnte hinweg: Kontinuitäten, Brüche, Feindschaften und Idealbilder

Oben habe ich von dem Schrecken berichtet, den ich in der ersten Hälfte der 60er Jahre empfand, als ich mir darüber klar wurde: Die alten Nazis sind ja gar nicht alle weg oder tot, sondern laufen noch um uns, um mich herum; sie sind Bestandteil eines äußerst zähen, zumindest konservativen Milieus, das ich zunehmend als „bleiern“ empfand und mit dem Namen „Adenauer“ als Chiffre verband: Der erste in der Reihe der „ewigen Kanzler“, die scheinbar jeden Wandel unmöglich machten.

Meine Naivität als 15 – 20jähriger war das eine; das andere war, dass es für uns keine wirkliche Aufklärung über den Nationalsozialismus (NS) gab. In der Schule kam er so gut wie nicht vor, und zuhause sowie „in der Gesellschaft“ sprach man nicht darüber. Ich wunderte

mich nicht einmal darüber, dass ich zwar schon als Schüler die beiden Bände der Hitler-Biographie von Alan Bullock (1952 zum ersten Mal erschienen) ebenso kaufen konnte wie die Publikationen von K. D. Bracher über das Ende der Weimarer Republik und ihre Transformation ins „Dritte Reich“, dass das aber für die weitere Diskussion in der Öffentlichkeit ebenso wenig bedeutete wie der Eichmann-Prozess in Israel oder die Auschwitz-Prozesse in Frankfurt. Deshalb regte ich mich auch nicht besonders über den Hype um Albert Speer auf, den 1965 aus seiner Spandauer Haft entlassen wurde und gegen alle geschichtliche Wahrheit alsbald zu einer Lichtgestalt eines verführten, aber bekennenden Technokraten mutierte, der an seinen Verdrehungen mit Hilfe des konservativen Publizisten Joachim C. Fest Millionen verdiente.

Diese zeitbedingte Blindheit eines durchaus politisch sehr interessierten Oberschülers für den NS und sein „Erbe“ kann ich mir im Rückblick nur durch die Verkoppelung mit dem Antikommunismus des Kalten Krieges und die Entdeckung des „hässlichen Amerikaners“ durch das Verbrechen des Vietnam-Krieges erklären. In der Konsequenz erscheint die Radikalisierung um 1967/68 als eine voraussehbare Entwicklung, die allerdings auch ihre Schlagseiten und dunklen Schatten hatte (dazu später mehr).

Das Publizistik- und Politologie-Studium in Berlin an der Freien Universität (FU) brachte eine ziemlich vollständige Aufklärung, die allerdings ihre Zeit benötigte, um sich „zu setzen“. Für diesen Lernprozess möchte ich alles in allem ein Jahrzehnt ansetzen (1965 – 1975); die Zeit war beherrscht nicht nur vom Lernen und Verstehen in Sachen NS, sondern auch durch die gleichzeitige intensive Auseinandersetzung mit Kommunismus und Sozialismus, speziell auch mit der für mich sehr widersprüchlichen Erscheinungsform der DDR als der politischen Verwirklichung des Marxismus-Leninismus auf deutschem Boden. Ich glaube, einen so langen Lernprozess mit immer neuen Schleifen von Suche nach Verständnis muss man einem Individuum zugestehen – es ging und geht ja um nichts weniger als ein Verständnis des *ganzen* 20. Jahrhunderts (mit dem die ganze deutsche Gesellschaft bis heute noch nicht fertig geworden ist: Die AfD zeigt, wie sehr wir noch mittendrin stecken).

Eine Konstante hat sich allerdings spätestens in diesem Jahrzehnt herausgebildet und wie eine Fotografie im Entwicklerbad fixiert: Eine Mischung aus Entsetzen und unbändiger Wut auf diese zwölf Jahre des NS, die Alexander Gauland gerade wieder in schwachsinniger, politisch infam kalkulierter Relativierung als „Vogelschiss“ im Kontext der deutschen Geschichte „erklären“ will. Je mehr ich darüber erfahre (und ich lerne nach all den Jahrzehnten immer noch dazu!), umso mehr werde ich zum absoluten Hassgegner des NS – gleichgültig, wie viel ich auch in einzelnen Fällen an Verständnis für die Biografien der ebenso ahnungslosen wie ohnmächtigen Zuschauer/innen und Mitläufer/innen aufbringen kann. Diese Volksvergiftung im Kontext einer gesamteuropäischen Vergiftung griff und greift unglaublich tief und ist daher noch bei weitem nicht „ausgestanden“. Ich kann mich dazu nur manchmal taktisch gesprächsbereit, aber im Prinzip unverändert als Feind mit dem Wunsch der lebenslänglichen Bekämpfung verhalten.

Psychisch kann ich diese würgende Vergangenheit, an der ich keinerlei Schuld trage, nur durch die Kompensation mit dem Gegenteil und dessen fortwährender Reflexion und einen unausgesetzten Umbau überleben – ich möchte das als einen Gemisch aus Aufklärung, klassischer Moderne und demokratischem Sozialismus verstehen und später genauer darauf eingehen; ohne ein Mindestmaß an Dialektik ist auch das kaum zu leben. – Die erste Kontinuität ist also die: Ein absolut fehlendes Verständnis dafür, dass man am NS überhaupt irgendetwas relativieren kann, und ein andauernder Kampf darum, die historischen Zeugnisse dieser Verbrechen zu sichern, zu bewahren und jeden Relativierer mit dem Verweis darauf zu „ohrfeigen“, weil es ohne jede Moral und jeden Anstand ist, irgendetwas zu verschweigen, zu beschönigen oder zu leugnen. Die aktive Auseinandersetzung damit begann spätestens Anfang der 80er Jahre in Hannover mit dem Konflikt um einen Gedenkort für das ehem. KZ-Außenlager Stöcken (zu Neuengamme gehörig), wozu man den damaligen Grundstückseigentümer Varta erst geradezu zwingen musste. Diese Tätigkeit umfasste mehr und mehr von meiner beruflichen Arbeit und endet auch heute bei weitem noch nicht. –

MINI-EXKURS zur Erklärung und Illustration meiner Befürchtungen:

Vor knapp 2 Wochen, Ende Juli 2018, hat das von mir durchaus respektierte Bundesverfassungsgericht (BVerfG) in einer Entscheidung zum Fall der Holocaust-Leugnerin Ursula Haverbeck die Fortdauer der Haft für die 89jährige bestätigt. Auf der anderen Seite hat es ein Urteil des Landgerichts Paderborn zur Verharmlosung des NS aufgehoben. Die Süddeutsche Zeitung vom 03. 08. 2018 berichtet dazu wie folgt (man verzeihe mir das lange Zitat, aber ich glaube, es muss hier stehen):

Das „Netzradio Germania“ hatte 2012 die Audiodatei eines Redners veröffentlicht, der von der „Lügenpropaganda der alliierten Siegermächte“ fabulierte. Der Autor wollte erkennbar den Massenmord der Nazis relativieren, er sprach von der „schon vor zehn Jahren nachgewiesenen Vier-Millionen-Lüge von Auschwitz“ und von „angeblichen Zeugen“, die gelogen hätten, „wenn sie wohlfeil behaupteten, es wären auf deutschem Boden, ob in Dachau, Buchenwald oder Bergen-Belsen Häftlinge vergast worden“.

Das Landgericht Paderborn verurteilte den Radiobetreiber zu einer Geldstrafe – zwar nicht wegen einer flagranten Holocaustleugnung, wohl aber wegen Verharmlosung des Nationalsozialismus. Das Verfassungsgericht hob dieses Urteil nun auf. Seine Begründung läuft darauf hinaus, dass auch eine abstoßende Beschönigung der Naziherrschaft noch zulässig sein kann, solange damit nicht der „öffentliche Frieden“ gestört wird. Eine bloße „Vergiftung des geistigen Klimas“ rechtfertige noch kein Verbot, ebenso wenig „der Schutz der Bevölkerung vor einer Kränkung des Rechtsbewusstseins durch totalitäre Ideologien oder eine offenkundig falsche Interpretation der Geschichte“. Anders verhält es sich mit Appellen zum Rechtsbruch oder aggressiver Emotionalisierung: Wenn Meinungsäußerungen die „rein geistige Sphäre“ verließen und „erkennbar in Gefährdungslagen umschlagen“, erst dann schlägt laut Verfassungsgericht die Stunde des Strafrechts.

Ich halte diese Argumentation für einen verdammt schmalen Grat – vor allem in Anbetracht der meiner Meinung nach durchaus gerechtfertigten Warnungen vor einer Verrohung in der öffentlichen Kommunikation, zu der auch die bekannten verbalen Giftinjektionen der CSU-Chefs wie „Asyltourismus“ oder „Anti-Abschiebungs-Industrie“ gehören, die zwar vor kurzem Söder, nicht aber Seehofer (und schon gar nicht Dobrindt) zurückgenommen hat. Ich frage mich dann, wozu ich politisch-historisch-kulturelle Bildungsarbeit mache, und ich frage mich auch, wie denn ein zumeist eher intellektuell nicht allzu kompliziert gestrickter Rechtsextremer diese Grenzziehungen des BVerfG begreifen und interpretieren soll. –

Diese andauernden Erfahrungen generierten nicht nur ein anhaltendes Misstrauen gegenüber einem Konservatismus, der nach Gaulands „Vogelschiss“-Art den NS relativiert, wenn er ihn denn schon nicht ganz verschweigen kann, sondern hindern mich auch daran, ein allzu intensives „Heimat“-Gefühl zu entwickeln, zu dem ja auch ein Empfinden von Sicherheit gehören müsste: Dass man „dazugehört“. Als Kind von DDR-Flüchtlingen habe ich dieses *Nicht-Dazu-Gehören* immer empfunden – auch wenn dieser Umstand heute nun kaum noch eine Rolle spielt. Ebenso wichtig ist: Ich halte mich für „heimatlos“ – wie sollte ich mich denn an eine „Heimat“ heften, wenn ich im Takt von fünf bis sieben Jahren immer wieder die Region wechselte? Fünfeinhalb Jahre Sachsen als Kind, sechs Jahre hessische Provinz bei Marburg/Lahn, sieben Jahre Konstanz (mit dem schärfsten – vor allem sprachlichen – Assimilierungs-Zwang, den ich in meiner Biografie erlebt habe), 15 Jahre Berlin (West), 5 Jahre Hannover, 6 Jahre Wendland – dann seit 1991 endlich erster Wohnsitz Schwerin, aber von 1996 bis 2016 dauerndes Pendeln nach Mittelsachsen: Damit wurde ich zum sprachlichen Chamäleon, bildete aber keine unbedingte regionale oder lokale Identität aus. Vernetzungen ergaben sich auf beruflicher Ebene in alle möglichen Richtungen, aber nicht in sozialer Hinsicht an einem Wohnort.

Ganz im Gegenteil ist mir eines deutlich bewusst geworden: Die Abneigung gegen Grenzen und die damit verbundenen Kontrollen. Dabei empfand ich die Grenze zwischen Deutschland und der Schweiz zwar deutlich, aber nicht als bedrohlich. Ganz anders war das mit den Grenzen zur DDR im Verlauf der Transitstrecken: Lästig, zeitraubend, in Unsicherheit versetzend, unberechenbar in Bezug auf die Länge, die der Transit erfordern würde. Ungemütlich auch die Grenzen zu Österreich und später die zwischen Österreich und Italien – ganz zu schweigen vom seltenen Erlebnis der Grenzen zwischen der DDR und Polen (mit den Grenzen zur ČSSR verbinde ich in meiner Erinnerung nur Lästiges, aber nichts Bedrohliches). Dazu kamen noch die Unbequemlichkeiten mit den anderen Währungen und den Wechselkursen...

Ich gestehe, dass ich vom Fall der Grenzen im Schengen-Raum als ein Ergebnis der Politik Helmut Kohls begeistert war und bin – ebenso wie vom Euro. War ich vorher schon „Europäer“, so wurde ich es jetzt auch mit dem neuen Pass erst recht. Ich möchte nichts davon wieder aufgeben – was nicht bedeutet, dass man nicht noch vieles, sogar sehr vieles korrigieren und verbessern könnte.

Dazu gehört für mich die Verbindung von zwei scheinbar ganz heterogenen „Elementen“: Die klassische Bildung, deren Grundlagen unser Gymnasium dankenswerterweise doch ge-

legt hat, mit dem, was ich bewusst unkonturiert „Links-Sein“ nennen möchte. Die Kenntnis einiger Merkmale der Antike (ich weiß, dass ich nichts weiß, obwohl ich mir für den gelegentlichen Gebrauch den „Kleinen Pauly“ gekauft habe und oft in den beiden Bänden von Ranke-Graves über die klassische und europäische Mythologie lese) und des weiteren geschichtlichen Verlaufs bis hin zur Renaissance und Aufklärung hat mich über die Jahrzehnte hin in deutlicher, nie verminderter Distanz zum Konservatismus gehalten: „Ich kann Konservatismus nicht“, obwohl ich nun doch ziemlich alt geworden bin und „eigentlich“ zum Konservatismus der späten Jahre disponiert sein müsste. – Ich halte die Kenntnis der klassischen Bildung sehr wohl für vereinbar mit einer linken Einstellung, sehe aber ebenso, dass das in unserer Jugend in der Adenauer-Zeit nicht angelegt war. Auch das liegt – wie vieles andere – an der barbarischen Geschichtsverkürzung und Fälschung der NS-Zeit: Was wussten wir denn von den Wurzeln der klassischen Moderne bis zum Ende der Republik von Weimar? Ich bin immer wieder erstaunt vom unglaublichen Gedanken-Reichtum dieser Jahre, von dem wir durch die Nazis abgeschnitten waren (und durch diese erstaunliche Eigenheit der frühen Jahre der BRD – ebenso wie der DDR! –, die antifaschistischen bzw. antinazistischen Emigrant/inn/en nicht zu schätzen, sondern mit Misstrauen zu überschütten und sie so weit wie möglich an den Rand zu drängen). Wir sind so blamabel provinzialisiert worden, dass es geradezu Jahrzehnte gebraucht hat, bis der Anschluss wieder hergestellt werden konnte – ein Tucholsky machte da wahrlich noch keinen Sommer, Gottfried Benn ordneten wir falsch ein, und Bert Brecht war sowieso ein verbotener Kommunist. Ich könnte mich im Nachhinein immer noch aufregen: *Wir wussten nichts, aber auch gar nichts!* Wenigstens gegen einige damalige Impulse bin ich immun geblieben: Ich nenne als Beispiel nur Heidegger, dessen „Holzwege“ ich damals zu lesen versuchte, aber nicht verstand. Mein Misstrauen gegen diese philosophische Prosa ist sicher eher ungebildet, aber nicht grundlos, wie sich nach der Veröffentlichung der „Schwarzen Hefte“ gezeigt hat. Ich wunderte mich sehr, dass ausgerechnet Jean-Paul Sartre Heideggers „Sein und Zeit“ übersetzte und „L'Être et le Néant“ dazu schrieb – aber wer hätte mir denn damals dazu ein guter Lehrer bzw. eine Lehrerin sein können?

So haben wir denn Sartre, de Beauvoir und Camus, Jack Kerouac und Gottfried Benn, Heinrich Böll und all die anderen Autor/inn/en der eben neu begründeten „edition suhrkamp“ und der „sonderreihe dtv“ gelesen (und ich damals schon Arno Schmidt) – aber uns fehlte der ganze Kontext, und wir verstanden nicht einmal die Hälfte. Das Biedermeier in Konstanz fing irgendwann an, mich zu würgen und nahezu zu ersticken – es war ja nirgendwo vorauszusehen und zu erwarten, dass die erst 1967/68 so ganz langsam begründete Universität Konstanz solche Leute wie das Ehepaar Aleida und Jan Assmann anziehen würde: Was hätte uns das damals schon bringen können! So blieb's beim Stadttheater, ein bisschen Kafka und Beckett (den ich auch nicht verstand) und James Joyce quasi am Horizont, wofür ich mich erst durch viele Romane von Thomas Mann hindurchfressen musste, wie der berühmte Mensch im Märchen, der sich zum Schlaraffenland auch erst durchfressen musste (wenigstens habe ich mir Hermann Hesse erspart [abgesehen vom „Glasperlenspiel“])...

Die Freie Universität Berlin und ihr Otto-Suhr-Institut (OSI) waren ab 1965 durchaus anschlussfähig an eine internationale links-emanzipatorische Bewegung in den USA, in Europa, aber auch beispielsweise in Japan. Es gab knappe drei, vier Jahre einer freien, unbefangenen Diskussion, die sich bewusst antiautoritär beispielsweise deutlich vom staatsoffiziellen Marxismus-Leninismus der DDR und der Sowjetunion abgrenzte. Ich hatte das (damals nicht erkannte) Privileg, am OSI Emigranten kennenzulernen, die ausgesprochen undogmatisch waren; einige waren aus der SPD ausgetreten bzw. ausgeschlossen worden, als die sich zu der fragwürdigen Volkspartei häutete, die sie heute ja nun nicht mehr ist. Alternativen waren noch nicht in Sicht. Klar schien nur die paradoxe Aufforderung: Alles muss sich ändern, damit es bleiben kann, wie es ist!

Im Rückblick ist mir die Hilflosigkeit klar, in der sich unser taktisches und strategisches Denken damals bewegte. Der Kalte Krieg existierte ja noch sehr massiv – die Intervention der Sowjetunion in der ČSSR 1968 war ein ebenso drastisch negatives Ereignis wie der Vietnamkrieg der USA. Die Verzweigungen des Stroms der antiautoritären Bewegung in den klassischen dogmatischen Marxismus-Leninismus („Stamokap“ – wer kennt die Kürzel noch?) sowie Maoismus einerseits und den RAF-Terrorismus andererseits deformierten nicht nur die 70er Jahre, sondern machten für mich auch deutlich, wie kulturarm, z. T. auch kulturlos diese Formen einer selbsternannten „Linken“ waren. Aber auch die beginnende Frauenbewegung ging in ihren geschichtlichen Rückblicken ausgesprochen selektiv vor: Der Rückgriff auf die Chaoten der deutschen Romantik war zwar naheliegend, ging aber an der Aufklärung vorbei – ich verstehe bis heute nicht, warum Lessings „Minna von Barnhelm“ kaum aufgegriffen wurde und wird... (gemessen daran ist Alice Schwarzers Feminismus eine bedauerenswerte Schrumpfform mit einer fragwürdigen Berufung auf Simone de Beauvoir).

So ist für mich heute „links sein“ unverändert ein Projekt, das geradezu historisch notwendig ist, um einen Schwenk in die populistische Variante des Konservatismus zu verhindern bzw. wenigstens wirksam zu behindern. Angesichts der brutal grausamen Geschichte unseres Kontinents bleibt für mich nur der Rückbezug auf seine überaus reiche Kultur, soweit sie nicht korrumpiert oder reaktionär belastet ist. Für mich hält sie nicht nur Ressourcen der unerwartetsten Art bereit, sondern auch genügend Gegengift zu Antisemitismus und Rassismus, von Stalinismus oder Faschismus/NS ganz zu schweigen. Es gibt darin Freiheiten aller Art, die noch längst nicht ausgeschöpft oder ausgedeutet sind – das zeigt mir etwa das Beispiel von James Joyces „Finnegans Wake“ (in anderen Bereichen wie etwa der Musik kenne ich mich überhaupt nicht aus, um mögliche Parallelen zu benennen).

Ein notwendiger Umweg hin zu einem nicht mehr provinziellen, aber auch nicht zu naiv deutschen Verständnis von Politik und Kultur war für mich ab 1969/70 die zunächst gar nicht geplante Begegnung mit Italien. Ich geriet durch Zufall in die alpine Region des Cadore (südlich von Cortina d'Ampezzo gelegen) – und fahre seither in typisch deutscher Manier seit fast 50 Jahren dorthin, früher zum Bergsteigen, jetzt zum Bergwandern. In vielen Schritten kam ich dann über die Jahre weiter nach Süden voran, entdeckte das Land mehr und mehr für mich und lernte so viel „Straßen-Italienisch“, dass ich bis heute ganz gut durchkomme. Die

ungeheure kulturelle und historische Dichte des Landes trieb mir deutsche kulturelle Hochmutsanfälle gründlichst aus – es war sozusagen meine eigene, kleinbürgerliche dauerhafte Bildungsreise in der Tradition so vieler Deutscher, die danach meist auch nicht wieder zu besinnungslosen Deutschnationalen wurden. Das Erlebnis Italien hat bei mir vieles entkrampft – und dafür eine große Sehnsucht nach „dem Mediterranen“ eingepflanzt, die auch ihrerseits sehr deutsch ist. Das bedeutet nicht, dass ich „das Land“ oder „die Italiener“ „richtig“ oder „ganz“ verstanden hätte; mir wurden eher die Unterschiede bewusst (und das Lernen hält bis heute an).

Vor vielem anderen hat mich Italien zu einem ganz speziellen Verlust teutonischen Furors geführt: Ich denke heute anders über die kulturelle Kraft der Religion und der Aristokratie nach. Ich hasse den Klerus und aristokratische Arroganz – aber ich muss nüchtern einsehen, dass sie die Kultur „seit Athen und Rom“ fortgeführt haben, und sei es aus Angeberei und Größenwahn. Ohne sie hätten wir all das nicht; man kann daran zweifeln, ob das Bürgertum (die Bourgeoisie) so sehr viel fortgeführt hat, und ich zweifle noch mehr daran, dass die nachbürgerlichen Schichten und Machtträger eine ähnliche kulturbildende Kraft entfaltet haben. Stalinismus, Faschismus, Nazismus, Franquismus e tutti quanti haben mehr zerstört als geschaffen – ich spitze gern zu: Keine dieser Massenbewegungen hat so viel Bemerkenswertes geschaffen wie z. B. allein für sich genommen die Zisterzienser mit ihrer Klosterkultur, die wir noch heute bewundern. –

Der zurückgelegte Weg führt mich zu einer relativ deutlichen Individualisierung, die sich von großen „Events“ absetzt: Sie geben mir auch dann nichts, wenn sie eher der „Hochkultur“ zuzurechnen sind; ich wüsste mit „Bayreuth“ und dem Wagner-Schauder nichts anzufangen. Ebenso wenig sagen mir große Fußball-Ereignisse im Stadion etwas (einmal habe ich eines zur Probe im Berliner Olympia-Stadion besucht); selbst bei Demonstrationen, die ich politisch befürworte, fühle ich mich nicht wohl (Fahnen oder das gemeinsame Singen von „We shall overcome“ sind sicherlich zeitweise erhebend für’s Gefühl, aber das war’s dann auch schon). Ich nehme an, dass sich das elitär anhört – möchte es aber sehr bestreiten. Das ist kein Bekenntnis zu einer Form von bürgerlichem (Neo-) Liberalismus oder zum Solipsismus, sondern eine notwendige Vorstufe für das, was heute oft „Vernetzung“ heißt: Die offensive, organisierte und reflektierte Kooperation und Solidarisierung mit anderen kritischen Menschen und mit Benachteiligten, für die ich tatsächlich etwas tun (und womöglich sogar bewirken) kann. Meine Aktivitäten in der „Erinnerungspolitik“ und in der praktischen Erwachsenen-Bildungsarbeit bedingen sich wechselweise mit dieser individuellen Grundierung – ich gehe davon aus, dass ich nur so für andere „erkennbar“ und damit, wenn es gut geht, auch glaubwürdig werde. Ohne eine solche Orientierung und eine solche Entscheidung für eine langfristige, zielgerichtete Arbeit würden meine ganzen Versuche, mir Kenntnisse anzueignen, in einen Haufen „brotloser Künste“ auseinanderfallen und ich würde in Beliebigkeit und Skurrilem versinken.

In diesem Kontext kann ich auch (wieder) gut mit dem Orientierungspunkt Gottfried Benn umgehen, dessen Lyrik und Prosa mich in der Pubertät, aber auch noch danach sehr beein-

druckt haben: Ich habe mir damals nicht nur die Platte „Lyrik und Jazz“ mit Gerd Westphal als Sprecher gekauft, sondern auch dafür gearbeitet und gespart, um mir die (für mich sehr teure) damalige Gesamtausgabe im Limes-Verlag zu verschaffen. Ich hatte und habe viel mit ihm gemeinsam, wie z. B. das Interesse an der Antike und dem Mittelmeer, die Melancholie des Alters und die Vorliebe für ein gutes Glas Bier mit einem Schnaps und etwas zum Rauchen – und grenze mich krass von ihm ab in seinem Konservatismus und seinen Macho-Allüren, ganz zu schweigen von seinem „Sündenfall“ der kurzzeitigen Allianz mit den Nazis. Ich kann mir heute erklären, dass nur „Tristesse“ übrig bleibt, wenn man nichts anderes mehr für sich hat als die Orientierung „an der Form“, weil man die Inhalte – und damit wohl auch weite Teile einer Moral – für sich verloren hat.

À propos Macho-Allüren (die Benn genau so hatte wie sein Pendant auf der linken Seite: Bert Brecht): Beiden fehlt etwas, das mir immer mehr aufstößt – der blinde Fleck der Männer, die nicht wahrnehmen (können), was es bedeutet, eine Frau zu sein. Es ist gespenstisch, dass wir über die Orientierungslosigkeit eines Sigmund Freud kaum hinausgekommen sind (‘die Frau – der unbekante, dunkle Kontinent’). Ich habe immer versucht, Frauen zu fördern, bin mir aber nicht sicher, inwieweit ich damit immer wieder dem „Pygmalion-Komplex“ aufgefressen bin: Auch diese Form von Mitleid und Förderung ist asymmetrisch und manchmal ziemlich abgeschmackt, weil die ganze Situation so beschaffen ist, dass vielen Frauen kaum etwas anderes übrig bleibt, als sich darauf einzulassen; das gilt individuell wohl genauso wie kollektiv. Die DDR war der alten BRD dabei in vielem sehr weit voraus – aber vieles an der Frauenemanzipation in der DDR hat die Belastung für die Frauen eher gesteigert als verringert.

Die Unsicherheit und Standortsuche auf diesem Minenfeld hat mir geholfen, das Problem mit dem Rassismus etwas besser zu verstehen – heute diskutiert als das Problem der „alten weißen Männer“, von denen ich nolens volens auch einer bin. Ich habe allerdings keine Lust mehr dazu, mich davon umschubsen zu lassen wie ein Käfer, der dann lächerlich auf dem Rücken liegend strampelt. Die Lösung, die Frantz Fanon als algerischer Intellektueller Mitte der 60er Jahre nach dem Erlebnis des Kolonialkrieges Frankreichs formulierte, erscheint mir im Ansatz falsch: Er meinte, der Kolonisierte könne sich nur mit dem Mord am Kolonisator von dem Trauma befreien, das die Kolonisierung allemal bedeutet. Bekanntlich ist er damit nicht etwa isoliert: Valerie Solanas hat mit ihrem Attentat auf Andy Warhol und ihrer „Society For Cutting Up Men / SCUM“ ebenfalls in den 60er Jahren genau das auch propagiert – darin viel radikaler als Alice Schwarzer, übrigens.

Ich lasse diese eher cursorischen Anmerkungen eines „Alt-68ers“ so stehen – im Bewusstsein, dass es ganz viele alternative Stränge eines Alltags-(Er-)Lebens gibt. Ich füge nur noch einige abschließende Beobachtungen an, um – wie Benn wohl sagen würde – die Form zu wahren und den Text zu beenden.

Beinahe eine Coda

Was bleibt einem „Alt-68er“, wenn er bei aller Vernetzung und bei allem gesellschaftlichen Engagement nach der Verrentung Single ist und ökonomisch ein wenig eingeschränkt lebt?

Das alltägliche Leben hat einen deutlich biedermeierlichen Anstrich (H. M. Enzensberger hat schon vor langem bemerkt, dass wir auch als Linke ziemlich kleinbürgerlich sind). Radikal sind bei mir die Schübe von Wut und die kontinuierliche Aktivität in dem Rahmen, der mir zur Verfügung steht, gegen Rechte im allgemeinen und Neonazismus im besonderen. Mein Auto vor der Tür und die Wohnung in dem Haus, das ich mit einer weiteren Bewohnerin gemeinsam gemietet habe, deuten nicht im Mindesten auf diese postulierte Radikalität hin. Es geht mir/uns also anders als den Radikalen der Generation vor uns: Wir lebten und leben in einer nahezu „unendlichen“ Prosperität der deutschen Wirtschaft und einer doch beträchtlichen Stabilität von Staat und Gesellschaft (die allerdings uns als Widerlager braucht, um nicht gleich zu entgleisen). Das weiß ich sehr wohl zu schätzen und will es auch nicht herabwürdigen – ich wäre glücklich, wenn ich damit meinen Frieden machen könnte.

Das aber geht nicht.

Ich will die Defizite unserer Staats- und Gesellschaftsordnung nicht aufzählen – es sind viele, sie sind unstrittig, vor vielen dieser Mängel haben andere und ich immer wieder erfolglos gewarnt bzw. sind dagegen angegangen (letztlich mit der banalen, aber etwas bitteren Erfahrung, dass man zwar recht haben, damit aber auch sehr erfolglos sein kann). Mein nie einschlafender Ärger verhindert dabei eine nun doch zu biedermeierliche Behaglichkeit.

Ich habe meine „Hausgötter und Göttinnen“, die immer anwesend sind – Schriftsteller/innen, Maler/innen, Architekten und Bildhauer vor allem. Es sind zu viele, um sie einzeln aufzuzählen. Zusammengenommen ergeben sie ein gewisses Profil und ein Wunschbild. Das Bild ist das eines Lebens und einer Umwelt, die ich gern hätte und aller Voraussicht nach nur in Teilen erreichen werde. Ich erwähne das, weil es beim täglichen (Über-) Leben eine bemerkenswert starke und tragfähige Grundlage ist. Als skeptischer, ironischer und gelegentlich sarkastischer Agnostiker organisiere ich mir damit die „kleinen Tröstungen“, um über die Schlaglöcher von Schrecken, Ungerechtigkeit und Ungleichheit hinweg zu kommen.

Es geht letztlich um einen sehnsüchtigen Traum von einem hellen Leben in Klarheit und mit guten, stabilen Beziehungen zwischen den Menschen und ihren verschiedenen Bedürfnissen, differenziert nach Geschlecht, Alter und Lebensverhältnissen. Die Kehrseite davon ist der Kampf gegen alles „Rechte“ (und gegen die verbrecherischen Deformationen der Linken); der Vermittlungsversuch zwischen beidem besteht darin, etwas zu begreifen. Da allerdings bin ich skeptisch wie Lichtenberg (einer der „Hausgötter“) und Lessing...

Ich belasse es bei diesen Seiten. Ich habe vieles unerwähnt gelassen, weil ich keine ornamentalen Verwucherungen wollte, und überlasse Euch diese Skizzen der von „68“ geprägten „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ (Kügelgen; diese Gattung von Berichten war einmal sehr beliebt – und sie wird es heute wieder). Nach einem begrenzt zustimmungs-fähigen

Spruch von Hegel beginnt der Flug der Minerva-Eule erst in der Abenddämmerung – aber sie überwindet die Mitternacht und fliegt erst in der Morgendämmerung „nach Hause“. So halte ich es jetzt auch und proste Euch mit meinen Erfrischungsgetränken zu: Es möge Euch gut gehen, und verzeiht mir meine Geschwätzigkeit!